

Die vergessenen Kinder

Sie verpassen ihre Kindheit, weil sie sich um ihre psychisch kranken Eltern kümmern. Zehntausende Kinder sind von einer solchen Situation betroffen. Jedes dritte von ihnen wird später selber krank. **Von Anja Burri**

Lea ist zwölf Jahre alt, als sie beschliesst, keine Hausaufgaben mehr zu machen. Bei ihr zu Hause gibt es Dringenderes zu tun. Nach der Schule geht sie einkaufen, sie kocht das Mittagessen, sie wäscht die Kleider und putzt das Bad. Während Gleichaltrige auf der Strasse spielen, wird sie zur perfekten Hausfrau. Ihre Mutter ist krank. So krank, dass sie vieles vergisst und panische Angst davor hat, die Wohnung zu verlassen. Lea versucht, ihr die Arbeit abzunehmen. Sie begleitet die Mutter nach draussen. Die Tochter hat nur ein Ziel: Ihre Mutter möglichst wenig zu belasten. «Wenn sie nur schnell wieder gesund wird.» Diese Hoffnung wird zum Mantra ihrer Kindheit. Sie ist da am Abend vor dem Einschlafen und am Morgen beim Aufwachen. Es wird alles nichts nützen.

Es ist gar nicht so selten: Kinder versorgen ihre psychisch kranken Eltern. Nach vorsichtigen Schätzungen leben in der Schweiz bis zu 50 000 Kinder und Jugendliche mit einem psychisch erkrankten Elternteil. Kurt Albermann, Chefarzt des Sozialpädiatrischen Zentrums am Kantonsspital Winterthur, vermutet, dass weit mehr Kinder betroffen sind als bisher angenommen. Das zeigten Studien aus Deutschland, die sich durchaus auf die Schweiz übertragen liessen: Demnach lebten hierzulande bis zu 300 000 Kinder mit einem psychisch erkrankten Elternteil, rechnet Albermann vor.

Das ist hoch, aber nicht unrealistisch: Gemäss Zahlen des Schweizerischen Gesundheitsobservatoriums leiden knapp 17 Prozent der Bevölkerung an einer oder mehreren psychischen Erkrankungen. Psychisch krank, das kann beispielsweise bedeuten Depression, Angsterkrankung, Borderline-Persönlichkeitsstörung oder eine einmalige schwere Lebenskrise. Nicht selten liegt bei Menschen mit psychischen Störungen auch eine Suchterkrankung vor. «Die Zahlen haben mich überrascht und betroffen gemacht», sagt Albermann. Über die persönliche Not der Kinder in ihrer ganzen Tiefe sagten sie allerdings wenig aus. Und so passiert es jeden Tag, dass diese Kinder neben dem ganzen Leid ihrer Eltern untergehen. Sie gehen vergessen.

Dabei gebe es allen Grund, genauer hinzuschauen. Denn diese gesunden Kinder sind die

Kranken der Zukunft. Dass sie kaum beachtet werden, dafür bezahlen nicht nur sie, sondern auch die Gesellschaft bezahlt einen hohen Preis. Das zeigen bisher kaum beachtete Zahlen des Bundesamts für Sozialversicherungen: Von den jungen Erwachsenen, die wegen psychischer Krankheit eine Invalidenrente beziehen, ist ein Drittel bereits mit einem psychisch kranken Elternteil aufgewachsen.

Es fehlt auch am Geld

Diese Befunde bestätigen Kurt Albermanns Erfahrungen. Er engagiert sich auch für das Institut Kinderseele Schweiz. Die Stiftung berät jeden Tag Kinder und Jugendliche, die leben wie Lea, die mit ihren erkrankten Eltern die Rollen getauscht haben. «Jedes dritte betroffene Kind wird später selber krank», sagt er. Ein weiteres Drittel habe im Erwachsenenalter hin und wieder Probleme, starke Stimmungsschwankungen zum Beispiel. Das letzte Drittel bleibe stabil und gesund. Obwohl diese Risiken bekannt sind, kümmert sich häufig niemand um diese Kinder, solange sie noch gesund sind. Ohne die Diagnose «psychisch krank» gibt es kein Geld. Und viele Eltern sind selber nicht in der Lage, für ihre Kinder frühzeitig Hilfe zu holen. «Das Problem ist, dass sich niemand zuständig fühlt», sagt Albermann. In Norwegen ist das ganz anders: Dort gibt es ein Gesetz, dass Ärzte dazu verpflichtet, ihre Patienten mit psychischen, schweren körperlichen oder durch Drogenkonsum bedingten Störungen nach minderjährigen Kindern zu fragen, wie es diesen geht und ob sie Unterstützung erhalten. In der Schweiz rücken die Risikokinder zwar langsam in den Fokus der Gesundheitspolitik. Viele Angebote für die Kinder psychisch kranker Eltern sind nach wie vor mit privaten Spenden finanziert.

Auch Lea fiel anfangs kaum jemandem auf. Man glaubt es ihr sofort. Lea ist heute 21 Jahre alt. Sie lächelt freundlich, als sie den Raum im Kinderspital betritt. Sie ist bereit, hier über ihr Leben zu erzählen. Um sie und ihre Angehörigen zu schützen, heisst sie in diesem Text anders. Es ist keine schöne Geschichte. Sie will überhaupt nicht zu dieser zierlichen Frau passen. Die langen schwarzen Haare und die Perlohrringe glänzen, die Lippen schimmern rötrosa, die langen knallroten Fingernägel sind perfekt gefeilt. Lea beginnt ihre Erzäh-



lung mit dem Jahr, in dem die Hiobsbotschaft kam: Die Mutter hat einen Hirntumor. Die Krebserkrankung verstärkt die psychische Krankheit, die schon immer zur Mutter gehörte. Häufiger kommen jetzt Angstzustände, die panische Furcht vor fremden Menschen, und lähmen die Mutter. Lea, sie ist in der sechsten Klasse, übernimmt den Haushalt, sie spielt die Rolle, die in anderen Familien den Eltern gehört. Eine andere Person ist nicht da. Der Vater lebt von der Familie getrennt. Lea recherchiert stundenlang: Was könnte der Mutter bloss helfen? Sie hat Angst, die wochenlangen Spitalaufenthalte der Mutter setzen ihr zu. Doch sie verrät niemandem etwas. Wenn die Tante fragt, sagt sie, es gehe ihr gut. Auch dann, als sie im Unterricht oft fehlt, als sie sich kaum noch konzentrieren kann. Die Erwachsenen geben sich mit ihren Ausreden zufrieden. Sie haben mit sich selber genug zu tun.

Unauffällig und brav

Die Kinder psychisch kranker Eltern gehen auch lange vergessen, weil sie Meister darin sind, sich anzupassen. In der Schule sind sie unauffällig, oft brav. «Kinder erzählen nicht, dass sie nachts nicht schlafen können, weil der Papi herumschreit», sagt der Arzt Kurt Albermann. Innerhalb der Familien besteht oft ein unausgesprochener Geheimhaltungspakt. Kinder schämen sich, wenn sie merken, dass es bei ihnen daheim anders ist. Oft vermuten die Kinder, dass es an ihnen liegen muss, wenn die Mama plötzlich nicht mehr mit ihnen lacht oder der Papa das Frühstück nicht macht. Sie tun wenn möglich einfach so, als ob nichts wäre. Und fallen sie auf, merkt niemand, wieso. Woher zum Beispiel die Konzentrationsstörungen eigentlich kommen.

Für die anderen Kinder ist Lea komisch, ein dankbares Opfer. Mit ihr will niemand etwas zu tun haben. Heute hat sie ein Wort für die Gemeinheiten der Mitschüler: «Ich wurde gemobbt», sagt sie. Der Lehrer schaut hilflos zu. Bis zu dem Tag, als sich ihre Sprachlosigkeit in Wut verwandelt. Mit 14 schlägt Lea erstmals zu. Aus dem Opfer wird eine Täterin. Dann fliegt sie von der Schule. Den Schulabschluss macht sie im Sondersetting, Einzelbeschulung heisst das. Lea hat sich dazu entschlossen, ihre Geschichte zu erzählen, weil sie andere aufrütteln will. «Es soll nicht sein, dass ein

Nach der Schule fragt niemand, wie der Tag war. Am Wochenende unternimmt die Familie nichts.

ISTOCKPHOTO / GETTY IMAGES



Ein kleines Mädchen tröstet seine Mutter.

von heute schreit Jonas an, wenn er ihn bei seiner Arbeit stört. «Dieser Papa hat mich sicher nicht lieb.» Jonas versucht, leise wie ein Mäuschen zu sein und niemanden zu stören. Auch nicht die Mama. Sie ist nämlich in letzter Zeit sehr traurig und weint viel.

Viele psychische Krankheiten sind für Ausenstehende auf den ersten Blick gar nicht sichtbar. Für die Kinder verändern sie jedoch den Alltag. Das Kind wird am Morgen nicht geweckt. Auf dem Küchentisch liegt kein Honigbrot. Nach der Schule fragt niemand, wie der Tag war. Am Wochenende unternimmt die Familie nichts. «Kinder fühlen sich durch das ungewohnte Verhalten der Eltern oft zurückgestossen und allein gelassen», sagt Mair, «sie können das Verhalten der Eltern nicht einordnen, und trotzdem ist es ihre Normalität.»

Lea ist 16, als der Vater stirbt, es war ein medizinischer Unfall. Zum ersten Mal kann sie über sich und ihre Gefühle sprechen. «Ich merkte, wie befreiend das ist», sagt sie. Der traurige Anlass ist ein weiterer Wendepunkt in ihrem Leben. Um ihren Hals baumelt ein goldenes Kreuz. Auch der Glaube gebe ihr Halt, sagt sie. Heute, mit 21, hat Lea einen Freund. Abends geht sie gern aus mit Kollegen, einfach um ein bisschen zu reden. Sie lebt nach wie vor mit der Mutter, hilft, wo sie kann. Langsam wäre sie so weit, sich endlich um ihre eigene Zukunft zu kümmern. Bis jetzt war das nicht möglich. Eine kaufmännische Lehre ist ihr Ziel. Vor wenigen Tagen nun kommt erneut eine schlechte Nachricht: Der Krebs im Kopf der Mutter ist zurück.

Psychiaterin und Psychotherapeutin Ulrike Hasselmann kennt diesen Mechanismus aus den Erzählungen ihrer Patienten sehr gut. In ihre Praxis in St. Gallen kommen Erwachsene in Krisensituationen. Oft sind es Menschen, die jahrzehntelang perfekt funktioniert haben, viel geleistet haben, es sind Kinder von psychisch kranken Eltern. An schwierigen Lebensübergängen, nach der Ausbildung oder einer Hochzeit etwa, kommen die Erinnerungen wie ein Echo zurück, manche reagieren darauf und werden selber krank. «Wie eine Decke legt sich die Traurigkeit über die schwierigen, unaussprechlichen Gefühle», sagt Ulrike Hasselmann. «Wenn Erinnerungen überwältigend und nicht aushaltbar sind, dann kommt die Depression.»

Fortsetzung Seite 20

Experten



Kurt Alberman ist Chefarzt des Sozialpädiatrischen Zentrums am Kantonsspital Winterthur.



Ulrike Hasselmann ist Psychiaterin und Psychotherapeutin in St. Gallen.



Hjordis Mair ist Kunsttherapeutin im Kinderprojekt Barca in Zürich.

Kind so auf sich allein gestellt ist», sagt sie, «allein mit der Krankheit der Eltern». Psychische Krankheiten sind ein Thema, über das nach wie vor kaum gesprochen wird. Sie sind eines der letzten grossen Tabus.

Wenn das Honigbrot fehlt

Hjördis Mair weiss, was die Krankheit aus der Sicht der Kinder bedeutet. Sie ist Kunsttherapeutin im Kinderprojekt Barca in Zürich. Rund 30 Kinder psychisch kranker Eltern kommen zu ihr und zwei weiteren Therapeutinnen ins Atelier, um zu malen, zu tanzen oder zu erzählen. Ihr Ziel ist die Prävention: die gesunden Kinder begleiten und die Eltern unterstützen. «Nicht alle diese Eltern liegen ständig im Bett», sagt sie. Manche können arbeiten, sind aber bedrückt und distanziert. Andere durchleben eine Krise und werden wieder gesund. Ein Vater mit einer schweren Depression kommt am Morgen kaum aus dem

Bett. Eine Mutter mit einer Borderline-Störung kann von einer Sekunde auf die andere aufbrausen. Ein Vater mit Verfolgungswahn redet Sachen, die niemand versteht. Zum Beispiel der Vater von Jonas, 7 Jahre alt. Buben und Mädchen wie er besuchen das Kinderprojekt Barca. Damit seine Geschichte öffentlich werden kann, wurde sie anonymisiert. Jonas' Papa sitzt wie immer an seinem Computer. Seit er nicht mehr ins Büro geht, arbeitet er den ganzen Tag daheim. Er schreibt an einem wichtigen Buch, und manchmal vergisst er sogar zu essen. Er forscht nach bösen Wesen, die bald die Welt erobern werden, und darum muss er arbeiten wie verrückt. Erst kürzlich hat er alle Türschlösser ausgetauscht, damit diese Ausserirdischen sein Buch nicht stehlen. Papa sieht und hört Jonas nicht. Auch nicht, wenn Jonas die Türe zuknallt. Manchmal ist der Vater wieder fast wie früher, dann spielt er mit Jonas und lacht mit Mama. Aber der Papa

Viele psychische Krankheiten sind auf den ersten Blick gar nicht sichtbar. Für die Kinder verändern sie jedoch den Alltag.

Hilfe für Kinder

Ein bisschen Alltag

Wenn Lana, die eigentlich anders heisst, ihre Patin besucht, kochen sie ihr Lieblingsessen Lasagne, sie malen, sie trinken Tee oder sie schauen Serien. Ziemlich unspektakulär. Und doch sind diese normalen Mittwochnachmittage für die 17-Jährige ein Luxus, den sie in ihrem Alltag vorher nicht kannte. Lanas Mutter ist oft sehr traurig, psychisch belastet. Der Vater ist weg. Der Bruder erst 10.

Die Zeit, die Lana bei ihrer Patin verbringt, ist für sie wie eine Insel. «Am Anfang war es für mich ungewohnt, dass ich ohne schlechtes Gewissen etwas nur für mich tun konnte», sagt sie. Das war vor drei Jahren, als Lana ihre Patin zum ersten Mal

traf. Doch mittlerweile sei alles viel einfacher. Ihre Patin ist für sie zu einer Mischung aus grosser Schwester und Freundin geworden.

Lanas Patin, sie soll hier Alice Sorelli heissen, war 24 und mitten im Psychologiestudium, als sie sich für das Patenprojekt des Vereins «Help! For Families» in Basel zur Verfügung stellte. «Ich hatte Zeit und wusste aus eigener Erfahrung, wie schön es ist, eine Bezugsperson ausserhalb der engsten Familie zu haben», sagt sie. Mittlerweile ist sie 27 und berufstätig. Lana sieht sie immer noch jede Woche. Ihre Familien feiern sogar zusammen Weihnachten. Die organisierte Patenschaft hat sich in eine

echte Beziehung gewandelt. Die Paar- und Familientherapeutin Franza Flechl lächelt. Die Geschichte von Lana und Alice Sorelli ist auch ihre Erfolgsgeschichte. Sie ist für das Patenangebot verantwortlich, sie sucht und wählt die Patinnen und Paten aus, sie «organisiert» diese anfangs künstlichen Beziehungen zwischen den Kindern von psychisch belasteten Eltern und Freiwilligen. 18 Patenschaften sind es aktuell, zehn Kinder sind auf der Warteliste. Wichtig seien regelmässige Treffen, sagt Flechl. Im Idealfall sehen sich Patin und Kind einen Nachmittag pro Woche und an einem Wochenende pro Monat. Doch starre Regeln gibt es nicht. Der

Verein in Basel sucht laufend neue Paten. Wenn Eltern psychisch erkranken, ist es teilweise schwierig, dann auch noch auf die Bedürfnisse der Kinder einzugehen.

Eine Patenschaft ermögliche den Kindern und Jugendlichen eine stabile und verlässliche Beziehung zu einer weiteren Bezugsperson, sagt Franza Flechl: «Eine Gotte, die jeden Mittwochmittag pünktlich vor dem Schulhaus wartet, die den Termin nie vergisst.» Solche auf den ersten Blick kleinen Dinge seien von unschätzbarem Wert für ein Kind. Eine Patin könne helfen, die Isolation zu durchbrechen, in der sich die betroffenen Familien oft befänden. Psy-

chisch erkrankte Menschen verlernen oft den Kontakt zur Familie und zu Freunden. Ein Pate eröffne dem Kind oft ganz neue Perspektiven: So könnte das Leben auch noch sein.

Für Lanas Mutter war das am Anfang nicht leicht. Das Patenangebot wurde ihr von einer staatlichen Beratungsstelle empfohlen. «Ich war skeptisch», sagt sie. Es habe viel Überwindung gebraucht, die Tochter und auch den Sohn zu fremden Leuten gehen zu lassen. Es habe ihr geholfen, dass die Patinnen von einer professionellen Stelle vermittelt wurden. Und schliesslich hätten diese Paten-Nachmittage auch sie entlastet: «Jemand denkt und fühlt mit. Das ist sehr

schön.» In wenigen Wochen werden Lana, ihre Patin und ihre Mutter die Therapeutin Franza Flechl zu einem Abschlussgespräch treffen. Der Verein «HELP! For Families» betreut die Patenschaften während drei Jahren. Danach sollen sie selbstständig funktionieren. Lana ist sich sicher, dass ihre Patin noch lange ein wichtiger Teil ihres Lebens sein wird. Auch wenn für sie bald ein neuer Lebensabschnitt beginnt. Sie lernt für die Maturprüfungen. Später will sie Medizin studieren. Eine Zukunft, an die sie selber vor ein paar Jahren nie geglaubt hätte. «Ich wüsste nicht, wo ich heute ohne meine Patin stehen würde», sagt sie. (ria.)

Die vergessenen...

Fortsetzung von Seite 19

Dass Kinder von kranken Eltern so funktionieren, hat mit dem Rollentausch zu tun. Psychiaterin Hasselmann hat dafür einen Begriff: Parentifizierung. Es gebe zwei verschiedene Arten davon, sagt sie. Ein Kind kann praktische Funktionen der Eltern übernehmen, einkaufen, die Mutter zum Arzt begleiten und für fremdsprachige Eltern übersetzen. Ist eine solche Phase befristet, hält dies ein Kind kaum davon ab, Kind zu sein. Viel einschneidender ist es, wenn Kinder die Seelentröster ihrer Eltern werden. Forscher der Universitäten Warschau und Mainz konnten im Jahr 2011 zeigen, dass diese Art von emotionaler Parentifizierung den Kindern schadet. Es gibt erste Hinweise darauf, dass Kinder, deren Rollentausch mit der Mutter stattfand, eher zu Depressionen neigten. Stand der Vater im Zentrum, litten Erwachsene später eher unter körperlichen Schmerzen, für die es oft keine organischen Ursachen gab. «Ein Kind, das für das emotionale Wohlbefinden Erwachsener zuständig ist, verliert das, was Kinder ausmacht: Sorglosigkeit, Spontaneität, Lebhaftigkeit», sagt Hasselmann. Stattdessen passe es sich an - oft ein Leben lang. Es falle ihm schwer, seine eigenen Bedürfnisse wahrzunehmen und den anderen mitzuteilen. «Solche Menschen suchen sich später oft einen Partner, den sie betreuen können.»

Pauline Kreuzers erster Freund war heroinabhängig. «Ich frage mich manchmal, ob das alles kein Zufall war», sagt sie und gibt die Antwort gleich selber. «Wohl nicht.» Kreuzer hat einen anderen Namen, sie ist 49 Jahre alt und lebt mit ihrem Mann und den Kindern irgendwo in der Deutschschweiz. Gebügelte Bluse, Jeans, Pferdeschwanz: Sie kommt gera-

de aus dem Büro und sieht aus wie viele andere Frauen aus dem schweizerischen Mittelstand auch. Nur dass die wenigsten eine solche Geschichte erlebt haben. Pauline Kreuzers Mutter war schwer krank, die Ärzte sagten manisch-depressiv und schizophr.

Ein Leben ohne Geburtstag

In manischen Phasen liess sich die Mutter kaum bremsen. «Sie redete dann ununterbrochen und rasend schnell, ging immer aus dem Haus und blieb oft einfach weg, ganze Nächte lang.» Manchmal packte sie Pauline, damals vielleicht vier, und ihre jüngere Schwester und fuhr mit ihnen fort. Irgendwohin. Bis sie zusammenbrach. Als Pauline Kreuzer zehn Jahre alt war, zog der Vater aus. Der Mutter ging es regelmässig schlecht. Sie warf Gegenstände aus dem Fenster. Manchmal gab es Glace zum Frühstück. Immer wieder musste die Mutter ins Spital. «Ich kann mich vor allem an Heimweh erinnern», sagt die Tochter. Eines Tages kam Paulines Tante. Sie hatte einen Kuchen gebacken. Lade ein paar Freunde ein, sagte sie, es sei ihr Geburtstag. «Ich kannte das nicht.» Geburtstagsfeste kamen in ihrer Welt bis dahin nicht vor.

Was sind das für Familien? Über den Hintergrund psychisch kranker Eltern ist wenig bekannt. Anhaltspunkte liefert die einzige Schweizer Studie der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften von 2007. Rund 44 Prozent der erfassten Eltern verfügten über einen Lehrabschluss, eine Matur oder ein ähnliches Diplom. Über ein Drittel der Personen hatte nach der obligatorischen Schule keinen Beruf erlernt. Oft stellten die Forscher gleich mehrere familiäre Belastungen fest: mangelnde Erziehungskompetenz, mangelnde Alltagskultur, Paarkonflikte und Arbeitslosigkeit kamen am häufigsten vor.

In der Schule war Pauline Kreuzer am Anfang so unauffällig, dass es auffiel. Blutete

nach einem Sturz das Knie, liess sie sich nichts anmerken. Als sie in der zweiten Klasse war, versuchte die Mutter, sich das Leben zu nehmen. Dann wurden die Noten der Tochter schlecht. Pauline Kreuzer kam in die Kleinklasse. «Ich dachte, mit mir stimmt etwas nicht.» Später wurde sie Telefonistin. Dann besuchte sie die Handelsschule. Mit 18 Jahren zog sie von zu Hause aus. Drei Jahre später beging die Mutter Suizid.

Der bedeutsame Andere

«Ich ging einfach weiter arbeiten.» Die anderen dachten, ihre Mutter sei nach einem Unfall gestorben. Pauline Kreuzer konnte das Unausprechbare lange nicht aussprechen. Ihre grösste Angst ist, selber krank zu werden. Sie hadert immer wieder. «Ich fand, dass ich weniger Chancen hatte als andere.» Doch sie bleibt trotz schwierigen Phasen in ihrem Leben gesund.

Wie hat sie das gemacht? Da ist sicher eine grosse innere Kraft. «Ich schaute die schwierigen Phasen als Lernprozesse an», sagt sie. Die Forschung zeigt allerdings, dass es Möglichkeiten gibt, das Krankheitsrisiko für die Kinder stark zu senken. Eine wichtige Konstante sind alternative Bezugspersonen. Psychiaterin Ulrike Hasselmann nennt diese Menschen «bedeutsame Andere». Das können Familienmitglieder sein, Freunde, ein Lehrer, Therapeut oder Sporttrainer. Menschen, die sich für das Kind interessieren. Mit denen eine stabile und verlässliche Beziehung möglich ist.

Im Leben von Pauline Kreuzer gab es solche Konstanten. Eine wichtige war der Vater. «Er war immer da, wenn wir ihn brauchten.» Auch nach der Scheidung. Einmal rief sie ihn mitten in der Nacht an. Die Schwester war mit der Mutter nach Südfrankreich in die Ferien gefahren. Doch der Mutter ging es sehr schlecht. Pauline und der Vater sassen ins Auto und fuhren sofort los.

Prävention

Eine Auswahl an Anlaufstellen für Kinder und ihre psychisch kranken Eltern:

Institut Kinderseele Schweiz in Winterthur
www.iks-ies.ch

Forum für psychische Gesundheit Ostschweiz
www.forum-psychische-gesundheit.ch

Verein Help for Families in Basel
www.help-for-families.ch

Interkantonale Kampagne
www.wie-gehts-dir.ch

Angehörigenverein:
www.vask.ch

Der Mutter von Pauline ging es regelmässig schlecht. Sie warf Gegenstände aus dem Fenster. Manchmal gab es Glace zum Frühstück.

Kennen Sie eine andere Marke, die so viel Sicherheit ohne Aufpreis bietet?



Alles inklusive

Symmetrical 4x4

Boxermotor

EyeSight Fahrerassistenz-System¹Advanced Safety Package²

Lineartronic

New: Subaru XV 4x4 ab Fr. 25'750.-.

Abgebildetes Modell: Subaru XV 2.0i AWD Luxury, Lineartronic, 5-türig, 156 PS, Energieeffizienz-Kategorie G, CO₂ 159 g/km (37 g/km*), Verbrauch gesamt 7,0 l/100 km, Fr. 36'300.- (inkl. Metallic-Farbe). Subaru XV 1.6i AWD Advantage, Lineartronic, 5-türig, 114 PS, Energieeffizienz-Kategorie F, CO₂ 145 g/km (34 g/km*), Verbrauch gesamt 6,4 l/100 km, Fr. 25'750.- (Farbe Pure Red, Cool Grey Khaki oder Sunshine Orange). Durchschnitt aller in der Schweiz verkauften Neuwagenmodelle (markenübergreifend): CO₂ 133 g/km. *CO₂-Emissionen aus der Treibstoff- und/oder Strombereitstellung. ¹Adaptiver Tempomat, Spurhalteassistent mit aktivem Lenkeingriff, Spurleitassistent, Notbremsassistent, Kollisionsschutz-/Anfahrassistent. ²Totwinkelwarner, Rückfahr-/Querkehrwarner, Fernlichtassistent, automatisch abdunkelnder Innenrückspiegel, in den Modellen Swiss Plus und Luxury.

subaru.ch SUBARU Schweiz AG, 5745 Safenwil, Tel. 062 788 89 00. Subaru-Vertreter: rund 200. multilease.ch. Unverbindliche Preisempfehlung netto, inkl. 7,7% MWST. Preisänderungen vorbehalten.

 **SUBARU**
Confidence in Motion